

Braun

Vortragsform
der
Gemeinde
Hülben.





no 66

70
Vor schlä ge
zur
Ver besser ung
der

Gemeind = S u t h e n,

von

H. C. Braun,

Hochfürstl. Brandenburg ; Dnolzbach ; Culmbachischen Hof ; Cammerath.



— — — — —

H of 1785.

In der Bierlingischen Buchhandlung.

1203



1700





Es ist von den Oekonomen vor und wider die Stallfütterung ungemein viel geschrieben worden, und doch ist noch nicht allgemein entschieden, ob aller Orten die Stallfütterung besser sey, als das Treiben des Viehs auf die gewöhnlichen Huthen. Ohne etwas in der Sache selbst zu entscheiden, kommt es nach meiner Einsicht hierbey immer auf das Lokale eines jeden Landes und jeden Orts selbst an. Ich mißkenne alle die wichtigen Gründe nicht, die für die Stallfütterung angeführet werden, und ich würde meinen Landeskuten gerne alle, die daraus fließenden Vortheile, nach der Reihe verrathen, wenn sie, nach unserer Landesverfassung, so große Güther hätten, daß sie Heu und Stroh im Ueberfluß bauen könnten. Bey unserer dermaligen Verfassung wird sich nie eine Stallfütterung einführen lassen, weil besonders im Oberland mancher, ja ich darf wohl behaupten, kein einziger Bauer für seinen Viehstand nicht einmal genug Futter = Stroh baut, dahero zum Unterstreuen fast durchgängig sich mit Ast- und Waldstreu, leider! zum höchsten Nachtheil der Waldungen behelfen muß. Dieser einzige Umstand, den ich nicht nach seinen wichtigen Folgen zergliedern mag, ist mir schon allein wichtig genug, keine Stallfütterung jemals anzurathen; denn wo es an der erforderlichen Streu und überschmengllichem Futter fehlt, da läßt sich durchaus an keine Stallfütterung jemals gedenken, es müßte denn etwa seyn, daß jeder



Hofs- oder Guthsbefitzer seinen Viehstand von der dormaligen Anzahl auf die Hälfte und noch weiter herunter herabsetzen wollte. Da aber dieser immer, je größer er ist, ein wichtiges Capital eines Staats bleibt, so würde diese Herabminderung nichts anderes bezwecken, als den Staat und zugleich den Unterthan um so viel ärmer machen.

Meine Landsleute sehen also schon hieraus, daß ich kein Freund von unmöglichen Neuerungen bin, wofür der meiste Theil, wenn die Sache auch noch so gut und nutzbar wäre, einen Widerwillen bezeugt. Ein jeder will lieber bey seinen alten Gewohnheiten, wenn sie auch noch so widersinnig wären, bleiben, und eher Schaden und Nachtheil in seiner Oekonomie leiden, als nur von den alten Gebräuchen einen Schritt abgehen.

Es soll dahero beym Alten bleiben. Ich will keine Stallfütterung empfehlen. Ich will, daß unsere Heerden nach wie vorhin auf die Gemeindhuthen getrieben und daselbst geweidet, das Futter und die Streu aber unterdessen zu Hause gespahrt werde. Für diese gefällige Nachgiebigkeit aber verlange ich im Gegentheil, daß die Heerden, welche täglich auf die Gemeindhuthen getrieben werden, auch beständig so viel Weide finden, daß sie mit gefülltem, nicht aber, wie bishero, mit leerem Wanst nach Hause kommen.

Bishero haben die Gemeinden die Cultur der Huthen, als eine ganz überflüssige und unnöthige Sache gänzlich vernachlässiget, weder sie, noch ihre Vorstehere, haben nur daran gedacht. Sie lassen mit der Gemeinde ihr Vieh austreiben, ohnbekümmert, ob es auf der Huth was finde oder nicht? Ob es bey dem Durst ein Wasser habe, oder bey brennender Hitze in den heißen Sommertagen nur unter einem Baum etwas Schatten zur Erquickung finden möge? Sie verlassen sich gänzlich auf ihren Hirten, und vertrauen ihr ganzes Vermögen, so gemeinlich in ihrem Vieh besteht, so gar den unverständigsten Kindern an. Es ist dahero zu beklagen, daß just in demjenigen Strich Lands, wo die Viehzucht am stärksten ist, noch so wenig ökonomisches Licht aus finstern Gehirn blinkt. An diesen Vorstehern ganz alleine fehlt es, daß ihre Bürgere oder Gemeinden diejenigen Vortheile entbehren müssen, welche Unterthanen anderer Länder schon längstens zu benutzen wissen. Die letztern sind aller Aufklärung fähig, und ich bin gewiß, daß sie bald aufmerksam gemacht werden könnten, ihre angebohrne Industrie weiter und auf Verbesserungen ihres Hauswesens zu verbreiten, wann sie nur entweder Vorgänger fänden oder Anweisung erhielten. Ich will dahero, weil



es der Mühe wohl lohnt, dem Unterthan zum besten, der aus der Viehzucht seinen beträchtlichsten Gewinn und dadurch fremdes Geld ins Land zieht, einige Vorschläge thun, die diesen Nahrungsweig verbessern können. Man wird mir hoffentlich nicht erst Beweise meiner Behauptung, daß unsere Gemeindhuthen (der Städte Huthen nicht ausgenommen) mehr Wüsteneyen und verödeten Pläzen, als einem Stück solchen Landes gleich sehen, worauf zahlreiche Heerden Futter finden sollen, sondern mir um so lieber auf mein Ehrenwort glauben, als ich dem Zweifler die Gelegenheit nicht abschneide, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit selbst zu überzeugen. Wo soll eine ganze Heerde Vieh Futter suchen, wenn manches Tagwerk nicht hinreichend ist, einen einzigen Bock zu ernähren? Wie kann es aber anders seyn, da der Willkühr des Hirten ohne Oberaufsicht Vieh und Huthungen alleine überlassen sind, der solche ohne dabey zu denken, sie mögen groß oder klein, viel oder wenig Tagwerke in sich begreifen, der Kreuz und der Quere durchreißt. Auf dürrer Boden findet das Vieh nichts und auf nassen wird Graß und Graßwurzeln mit einander in die Erde getreten. Wie kann bey solcher Unvernunft ein Graßwuchs über sich kommen? Oder das Vieh einen gesunden und gedeihlichen Fraß dabey finden? Einen jeden Oekonomie Verständigen muß dahero sehr auffallen, wenn er solche verödete Huthen erblickt, die zum Theil unübersehbare Distrikte Land enthalten, die halb so groß schon im Stande wären, wenn auf Ordnung und Cultur gesehen würde, eine noch einmal so zahlreiche Heerde mit Nutzen weiden zu lassen. Ich will dahero nichts anders vorschlagen, als was der Natur der Sache gemäß ist und was jeden vernünftigen Menschen einleuchten muß.

Man theile eine jede Huth in vier, fünf, sechs verschiedene Distrikte oder Zelche, je nach dem die Größe derselben ist, nach dem Verhältniß der Heerden ab, je mehr Zelche desto besser, betriebe sodann immer nur einen Distrikt und hütte solchen rein aus, ehe der zweyte, dritte zc. bis zum letzten betrieben wird. Durch solche Ordnung im Hütten und Treiben, gewinnt jeder Distrikt Ruhe und Zeit zum Graßwuchs, die vom Vieh bey feuchter Zeit zertretene Graßwurzeln können sich wieder in der Verschönungszeit ungestört befestigen, und gesundes Graß hervorbringen.

Bey kalten Regentagen, rathe ich an, nicht auszutreiben, weil an nassen Gras das Vieh keinen gesunden Fraß erhält, leicht aufstödig wird, ja wohl gar Seuchen mit nach Hause trägt, überhaupt aber im Regen und kalter Witterung sich nicht angenehm spazieren gehen läßt.



Die sumpfigten Huthpläze, auf welchen aus dieser Ursach kein gesundes Futter wachsen kann, mit tiefen Gräben zu durchschneiden, damit das saure Wasser absinken kann, und der Platz von der Wassersucht, woran er bisher krank gewesen, geheilet — dadurch aber zum bessern Grasswuchs geschikt gemacht werde.

Wäre davor zu sorgen, daß auf den Huthen, wo keine Wasserbehältnisse zur Eränke des Viehs vorhanden sind, dergleichen gemacht werden. Auf sumpfigten Gründen sind solche Behältnisse leicht herzustellen; wenn diese mit Gräben durchzogen und an dem niedrigsten Ort gleichsam auf einen Mittelpunkt zusammen geleitet werden. Auf hochliegenden Huthen findet es mehrere Schwierigkeit dergleichen Wasserbehälter zu gewinnen. Indessen sind sie doch zu erhalten möglich, da das Terrain gemeinlich auf einer oder der andern Seite abhängig und leicht der Ort zu finden ist, wo die Regenwasser sich vereinigen, da denn daselbst nach beliebiger Größe ein Himmels-Wehher auszugraben seyn würde.

Ganz öde oder sterile Huthpläze, welche kein Gras hervorbringen wollen, müssen absolute im Herbst aufgeackert, oder umgehackt, und im Frühjahr darauf noch einmal mit dem Pflug umgeworfen, sodann aber mit der Eggen, wenn vorhero Grassesamig, welches jede Dorfs-Gemeinde sammeln müßte, eingestreuet worden, überzogen werden. Es versteht sich schon von selbst, daß auf solches nunmehr zur Cultur gebrachtes Stück Land, das erste Jahr, wo der Boden noch zu locker und die neugesäten Grasspflanzen sich noch nicht genug haben befestigen können, kein Vieh getrieben werden dürfe, weil dieses ganz ohnfehlbar, nicht nur den lockern Boden völlig vertreten, sondern auch die noch nicht tief genug geschlagenen Grasspflanzen aus dem Boden ziehen, und alle angewandte Mühe und Arbeit vergeblich machen würde.

Eine so vernünftige Abtheilung der Huthpläze gewähret immer zuverlässig den Nutzen, daß das Vieh in etlichen Jahren, die beste Weide auf den Huthen finden wird, und nicht wie gemeinlich, ganz hungrig nach Hause gehen darf.

Der mehr und bessere Grasswuchs aber ist noch nicht der Nutzen allein, den eine Gemeinde von ihren Huthen ziehen kann, wenn sie auf deren Cul-

tur



zur nur einige Zeit und Arbeit verwenden möchte. Ich will dahero auch hier aus Mitleiden für jede auf unsern verödeten Huthen weidende Heerde, die besonders in trockenen Monaten für Hunger und Durst öfters schwachen muß, sorgen, damit sie wenigstens zur Erquickung einen Schatten finde.

Es ist Jedermann bekannt, daß alles große und kleine Vieh sehr begierig aufs Laub ist, ja solches samt denen jungen Aesten sehr gerne frisst. Es ist aber auch eine längst ausgemachte Sache, daß das Laub eine sehr gesunde Fütterung fürs Vieh giebt. Es fehlt aber nur gemeinlich an genügsamen Bäumen, wovon man so große Erndten machen könnte, um im Winter dem Vieh zur Erhaltung der Gesundheit davon zuweilen vorlegen zu können.

Wann nun die Espe (*Populus tremula*) derjenige Baum ist, der vorzüglich von den Oekonomen nicht nur in dieser Absicht, um das Laub, als das gesundeste fürs Vieh zu sammeln, sondern auch wegen der Vortheile die das Holz in einer Wirthschaft verschafft, empfohlen wird; so will ich die Anpflanzung derselben auf den Huthen, als die schicklichsten Plätze ebenfalls anpreisen. Damit aber auch hierbey nach der Ordnung verfahren werde; so will ich auch die Art und Weise lehren, wie mit der Anziehung junger Espen, dann mit der Pflanzung derselben zu Werk gegangen werden müsse, wenn man den ungezweifelten Nutzen davon ziehen will.

Die Erziehung dieser Bäume geschieht am leichtesten und geschwindesten aus jährigen Zweigen kleinen Fingers dick. Diese schneidet man im Frühjahr, ehe noch die Bäume ausschlagen, jeder Zweig muß sechs bis sieben Augen behalten, davon viere in die Erde, drey aber über der Erde, wenn das unterste Theil, welches in die Erde gesteckt wird, schräg mit einem rechte scharfen Messer dicht am untersten Auge geschnitten worden, zu sehen kommen.

Diese Zweige schlagen gerne Wurzeln; machen im ersten Jahr aber nur geringe Austriebe, das folgende Jahr darauf aber Lohden zu sechs und und mehr Schuhen hoch. Ein jeder Gemeindsmann müßte in seinem am Hause habenden Pflanzgärtlein ein besonderes Beet zu Anziehung dieser Bäume widmen, und die Lage desselben wählen, wohin die heiße Mittagssonne nicht fallen kann. Ist das dazu bestimmte Beet, wohl umgegraben, so drückt



druckt man die Oberfläche desselben entweder mit der flachen Hand oder mit dem Fuß sanft zusammen, und überfährt es wieder mit dem Rechen, hierauf zieht man nach Beschaffenheit der Breite des Beets, der Länge nach Linien, je eine einen Schuh weit von der andern abstehend, und macht in jede derselben, mit einem Pflanzholz die erforderlichen Löcher auch einen Schuh weit von einander, worein nunmehr die Reisser gesteckt, die Löcher mit klarer Erde angefüllt — und mit den Händen fest um solche angedrückt, stark angegossen, und öfters begossen werden, damit niemals das Land die gemäßigte Feuchte verlieret. Soweit geht die Behandlung im ersten Jahr, im zweyten und gleich im Frühling, schneidet man, wenn mehr als ein Aug des Reisses sollte abgetrieben haben, solche bis auf eine einzige Lohde mit einem scharfen Messer behutsam, damit man die Pflanze nicht Wurzellos mache, hinweg, und läßt sie nun ganz alleine zu einem graden Stamm in die Höhe wachsen. Im dritten Jahr und zwar im Frühling stuzt man diejenigen Lohden, welche die Höhe von sieben Schuh und mehr erreicht haben, was über dieses Maas hinausgewachsen ist, hinweg, diejenigen aber, welche diese Höhe noch nicht erlangt haben, schneidet man zu Johanni, und läßt nur allein die obersten vier oder fünf Augen zu Aesten austreiben, nimmt aber die übrigen Augen mit dem Messer weg. Im vierten Jahr kann man nun mit den stärksten Bäumen, welche in den Gärten eines jeden Gemeindeglieds in seiner kleinen Baumschule angezogen worden, und zwar im Frühjahr eine Pflanzung auf der Gemeindeglieds beginnen.

In dieser Absicht stecke man ein Stück Land im Quadrat so groß als man will, ab, und grabe Linienweis Kessel, immer alle vierzig Schuh einen von dem andern. Die Kessel müssen zum wenigsten zwey Schuh tief und drey Schuh im Durchmesser weit seyn, und setze nun die stärksten aus den Schulen genommene Bäume an Pfähle, beschneide aber die an jedem Stamm befindlichen vier oder fünf Aeste jeden auf zwey Augen. Sie werden darauf ganz wohl, da dieser Baum im hohen und niedrigen, im guten und schlechteren Land wächst, fortkommen, nur mit dem Unterscheid, daß sie in jenem geschwinder und munterer, als im letztern wachsen. So bald nun die Anpflanzung auf solche Art in einem Distrikt vollendet worden; so muß wohl acht darauf gegeben werden, daß kein Vieh darein geweidet werde, weiln dasselbe, wenn es in die noch nicht fest gewordenen Kessel tritt, und sich an den Pfählen reibt, die ganze Anpflanzung vernichtet. Das beste ist immer den besetzten Platz mit Lanterstangen, oder mit einem zwey Schuh breiten



breiten und tiefen Gräben auf etliche Jahre zu befriedigen, dergestalt, daß die ausgegrabene Erde einwärts geworfen, einen Aufwurf macht, bis man die Gräben wieder einebnet, oder die Lanterstangen zum weitem Gebrauch auf einen andern zu beflanzenden Distrikt anwenden kann. Wo der Boden sehr feucht ist, und derselbe mit Gräben durchzogen werden muß, da kann man auf die gemachten Aufwürfe, die allgemein bekannte sogenannte Korb- oder Bandweide (*Salicetum*) anpflanzen, welche mittelst kreuzweis eingesteckter Finger starker Aeste, so aber zwey Schuh lang seyn müssen, und wovon nur sechs bis acht Zoll über der Erde hervorstechen dürfen, gar leicht in Vermehrung gesehet, und den Besitzern in ihren Wirtschaften mancherley Nutzen damit verschaffet werden, weil sie den Korbmachern nothwendig, den Fischern zu Reissen und den Büttnern zum Netzbinden ganz ohnenbehrlich sind, und öfters theuer genug bezahlet werden. Wenn nun solche eingehetzte mit der Espe angepflanzte Distrikte in der folgenden Zeit vorschrittsmäßig behandelt und immer mehrere Plätze mit derselben angepflanzet worden; so erhält man in wenigen Jahren, statt wüster und verödeteter Luthen, die schönsten Grasweiden, das Vieh findet das gesundeste und beste Futter, und einen vorher vergeblich gesuchten, oft sehr nöthigen Schatten unter diesen Bäumen.

Die einmal angepflanzten Plätze bepflanzen sich in der Zukunft von selbst, da die Espe gerne und häufig aus der Wurzel Schößlinge treibt. Man darf aber keine Sorge tragen, als wenn dadurch der Bäume zu viel werden würden, weil das auf der Weide gehende Vieh diese zarten Schößlinge alle genau aufsucht, und gewiß keinen einzigen über sich kommen läßt. Wollte man daher in der Folge der Zeit einen solchen Distrikt abholzen, so muß derselbe etliche Jahre, bis der junge Anwuchs dem Vieh aus dem Maul gewachsen ist, eingehetzt werden.

Hier muß ich aber einer Einwendung: der Schatten der Bäume werde den Grasswuchs verdrängen, begegnen. Ich habe eben deswegen mit gutem Vorbedacht, die Pflanzung der Bäume so angeordnet, daß immer einer von dem andern vierzig Schuh weit gesezet werden solle, der Baum selbst aber, wie ich nachher erinnern werde, nicht in die Höhe gelassen, sondern alle grade aufschießenden Aeste herausgenommen werden müssen, damit die Krone niedrig bleiben und nur in die Breite gehen möge, eines Theils die Lauberndte dadurch zu erleichtern, andern Theils aber zu verhindern,

B

Daß



daß die Höhe der Bäume den Schatten nicht zuweit um sich her verbreiten, mithin immer Luft, Sonne und Regen genug einfallen könne. Die Kräuterkenner haben schon längst die Bemerkung gemacht, daß gutes Gras und herrliche Kräuter unter dem Schatten der Espe wachsen. Sind nun diese Bemerkungen richtig, so wird die Schattenwerfung soweit aus einander gepflanzter Bäume dem Grasswuchs weder hinderlich noch schädlich seyn.

Nun ist noch übrig von dem eigentlichen Nutzen des Laubes und des Holzes, so diese Espe giebt, zu handeln. Die Erndte des Laubs geschieht zu Ende des Monats August oder gleich Anfangs September, just die Zeit, wo die Blätter noch im vollen Saft stehen, noch nicht zu vertrocknen und hart zu werden anfangen, wodurch sie ihre beste Kraft und guten Geschmack verlieren. Mitteltst einer doppelten Baumleiter werden die jährigen jungen Zweige, bis auf drey oder vier Augen, welche sorgfältig stehen zu lassen sind, abgeschnitten. Durch solch jährliches Beschneiden wird der Baum immer artreicher, und je stärker und älter er wird, desto ergiebiger wird die Erndte.

Es ist aber auch vornemlich darauf zu sehen, daß alle Aeste, so grade in die Höhe aufschießen wollen, sorgfältig und ganz knapp weggeschnitten werden, damit sich der Baum bestomehr ausbreiten muß, und in der Folge der Zeit die Lauberndte bequem bleibe. So wird nun mit allen vorhandenen Bäumen verfahren. Die abgeschnittenen und auf den Boden gefallen Zweige, werden hierauf wie das Heu mit dem Rechen behandelt, und wann sie trocken genug geworden, auf so viel große Haufen geschöbert, als Gemeindsleute vorhanden, und durchs Loos unter sie vertheilet. Seine Wohlsehwürden und der Herr Schulmeister aber sollten nicht mit Theil nehmen, es wäre dann, daß dieselben auch eine kleine Baumschule in ihren Gärten angelegt, und pro ratis ihre Anzahl Bäume zur Huthcultur nicht nur mit behgetragen, sondern auch die Gemeinde zu einem so gemeinnützigen Unternehmen aufgemuntert hätten, oder ihr sonst mit gutem Rath und That an die Hand gegangen wären, oder auch einer von diesen etwa schon ein Gemeind-Onus, als die Haltung des Saam-Ohsens oder des Säubären auf sich hätte. (*)

Rach

(*) Z. B. die Pfarr Thiersheim.



Nach geschehener Verlosung kann jeder Theilnehmer seinen Antheil auf Büffel binden und nach Hause bringen, dann solche im Trocknen, bis das Vieh nicht mehr ausgetrieben werden kann, und die Stallfütterung angeht, aufheben; alsdann aber den milchenden Kühen, wenn er gute schmackhafte und gelbe Butter, wie im May, haben will, vorlegen. Für Pferde ist es ein herrlicher Fraß, sie befinden sich ungemein wohl dabei, werden ansehnlich und stark, fett und dauerhaft. Sie fressen dieses Laub so begierig und gerne, daß sie fast alle dürre Zweige mit verzehren, welche ihnen, wann sie gleich im Herbst davon bekommen, das Maul puzen. Den Schafen und Ziegen ist dieses Laub nicht minder eine eben so leckerhafte als gute und gesunde Speise.

Das Holz dieser Espe, wann sie einmal ihre Dicke erreicht hat, dient zu mancherley nothwendigen Hausrathsstücken, als Tellern, Kochlöffeln, Multern, Napfen, u. Zu dergleichen Gebrauchsstücken aber muß der Baum im Sommer gefällt werden, weil er sich zu der Zeit leicht entrinden läßt, und das Holz alsdann eine schöne weiße Farbe behält. Die Abgänge und was nicht Geräthholz giebt, leistet wie anderes Holz bey der Feuerung seinen Nutzen.

Die Espe ist endlich ein sehr schnell wachsender Baum, macht einen sehr schönen hohen und graden Schaft, wie die italiänische Pappel. Sie hat mit dieser sehr große Aehnlichkeit, so, daß wer nicht ein Holzkenner ist, jene mit dieser leicht verwechseln kann. Auch weiß ich zur Zeit kein einheimisches Holz, welches vom Wurmfisch frey wäre. Dieser besondere Vorzug ist der so nuzbaren Espe ganz allein eigen.

Wiewohl es nun überhaupt gethan seyn würde, solche schnell wachsende Bäume auf allen leeren Plätzen zu Feuerholz anzupflanzen, will ich hier, um nicht in einen Predigerton zu fallen, nur obenhin erinnern. Mich dünkt an den meisten Orten unseres Lands lasse sich schon ohne Fernlaß die traurige Nothwendigkeit, ohne Zeitverschümmiß, wenigstens einen Anfang damit zu machen, einsehen, um so mehr, als jeder Landmann selbst am besten weiß, wie viel er zur Verwüstung der Gemeindhölzer und wie wenig zu deren Eräufenern beigetragen habe; welche fürchterliche Verwüstungen durch Schnee und Windbrüche in den Waldungen angerichtet worden, die das künftige Jahrhundert noch lange nicht vergüten wird; und welch ganz neues, noch nie gehörtes



gehörtes Unglück, der fliegende Holzwurm den Wäldern bereits schon zugesügt hat, und noch weiter zu drohen scheint, da zur Zeit noch kein Mittel zu dessen Vertilgung hat können ausfindig gemacht werden.

Genug für diesesmal, genug für die Gemeinden, genug für ihre im Schlaf versunkene Vorstehere. Der Nachdenkende wird diese meine Erinnerungen mit Thätigkeit beherzigen, und sich von der Nachkommenschaft Segen versprechen; dem Leichtsinrigen hingegen werden auch die erwecktesten Anforderungen nicht aus seiner Unthätigkeit bringen; er wird sich lieber von der Nachwelt fluchen lassen, als an ein neues Werk Hand anlegen.



Ta 1203

es
tel

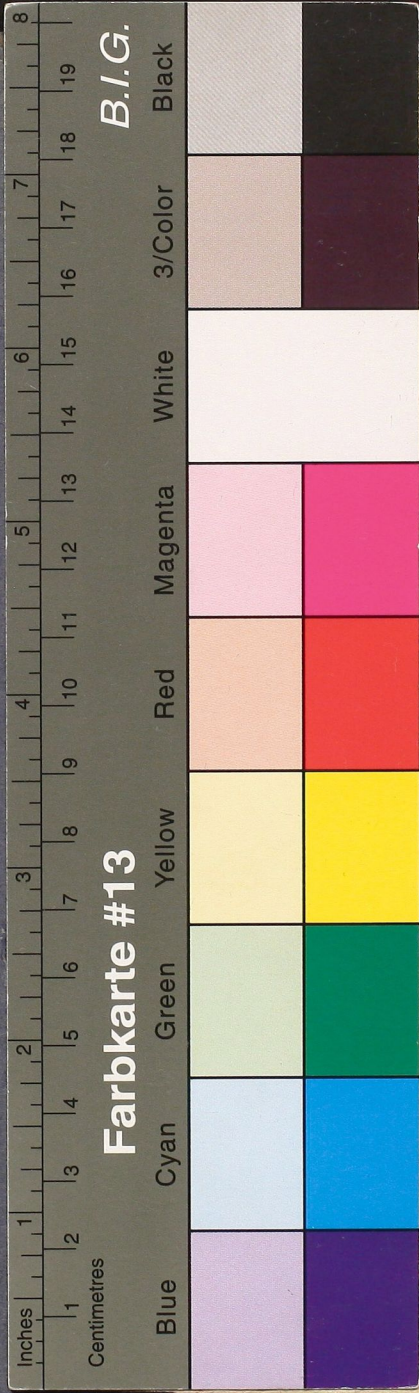
m
ez
en
afz
on

ULB Halle 3
007 416 784


V D 7 8







B.I.G.

Farbkarte #13

Vorschläge

zur

Besserung

der

Hand = Suchen,

...

C. Braun,

in Dnolzbach = Culmbachischen Hof = Cammer Rath.



of 1785.

erlingischen Buchhandlung.